

Christoph Bode (Bamberg)

BEYOND/AROUND/INTO ONE'S OWN:  
REISELITERATUR ALS PARADIGMA VON WELT-ERFAHRUNG

Für Franz K. Stanzel

1.

Der Finger des Matrosen weist über den Horizont hinaus: Was der Fahrensmann zu berichten weiß, liegt jenseits des engen heimischen Gesichtskreises. Aus der fernen Fremde hat er exotische Vögel und merkwürdige Geschichten mitgebracht. Die Jungen lauschen seiner Erzählung — eher skeptisch der eine, ganz selbstvergessen-fasziniert der andere. Der Titel des Gemäldes: *The Boyhood of Sir Walter Raleigh*.

Das Bild gewinnt seine Bedeutung dadurch, daß der Betrachter weiß, was später aus dem kleinen Walter Raleigh wird: Seefahrer, Entdecker, Kolonisator — als Soldat, Literat, Günstling der Königin, der schließlich nach langjähriger Haft im Tower 1618 hingerichtet wird, eine der schillerndsten (und zeitweilig populärsten) Persönlichkeiten des englischen Frühkolonialismus. Was und wer er einmal sein wird, liegt hier noch jenseits des Horizontes — räumlich wie zeitlich. Jenseits der Horizontlinie wird er sich seinen Namen machen; was er in der Fremde tut, wird ihn definieren, zu dem machen, als den man ihn kennt. Noch ist das verborgen, doch anagogisch angedeutet durch das Spielzeugschiff links unten. So verstanden — und der Titel des Gemäldes eröffnet nicht nur diese Auslegung, er schreibt sie fest — deutet die Hand des Seemanns nicht nur auf etwas, das sich ‚dort‘ ereignet hat, sondern auf etwas, das sich ‚dort‘ erst ereignen wird, auf etwas, noch dazu, von dem der Betrachter weiß, daß es auch tatsächlich eingetreten ist: Der kleine Walter wurde tatsächlich der Sir Walter Raleigh.

Dieses retrospektive Wissen rückt die dargestellte Szene aus dem Bereich des bloß Zufällig-Kontingenten in den des Folgerichtigen und Bedeutungsvollen: Sie ist überhaupt nur darstellenswert, weil das, was in ihr bloß angelegt ist, sich konsequent entfaltet hat und die Beziehung zwischen ihr und dem Späteren als eine signifikante behauptet wird. Das Bild sagt: Das Noch-nicht, das hier nicht Gezeigte, bloß Angedeutete, trat ein — und deshalb gibt es mich. Das Bild inszeniert seine eigene Notwendigkeit und führt darüber hinaus vor: Daß das,



Abb. 1: John Everett Millais, *The Boyhood of Sir Raleigh*

was sich einstellte, so kommen mußte, ist eine Weise, Leben und Geschichte zu begreifen. Das Bild erfindet einen Anfang, eine Ur-Szene, um das Spätere als konsequente Folge hinstellen zu können. Die Anfangsszene bekommt ihren Sinn vom Ende her, aber dazu, daß das Ende einen Sinn hat und nicht bloß als kontingent erscheint, muß wiederum ein angebbarer Anfang her. Das Bild konstruiert ihn.

*The Boyhood of Sir Walter Raleigh* wurde 1870 gemalt vom erfolgreichsten und wohlhabendsten britischen Maler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, John Everett Millais. Das Wunderkind Millais – er war der jüngste Schüler, den die Royal Academy Schools je aufgenommen haben – ist am Ende seines Lebens geadelter Präsident der Royal Academy, die Mächtigen und Einflußreichen seiner Zeit sitzen ihm Modell, wollen sich von ihm porträtieren lassen: die Premiers Disraeli und Gladstone, der poeta laureatus Tennyson, Cardinal Newman und viele andere mehr. Doch Millais ist nach seiner skandalumwitterten präraphaelitischen Phase nicht nur der Maler des Establishments, er ist dazu ein enorm populärer Künstler – Stiche und Farbproduktionen seiner Ge-

mälde finden reißenden Absatz und weite Verbreitung. Sein Leben ist eine viktorianische Erfolgsstory par excellence.

Und 1870 ist das Jahr, in dem der britische Imperialismus auf dem Höhepunkt seiner wirtschaftlichen und politischen Macht steht. Von den 1870er Jahren an wird das relative Gewicht der Weltmacht Großbritannien kontinuierlich abnehmen. Doch das liegt noch jenseits des Horizontes. Noch sieht man die Entfaltung des britischen Weltreiches als quasi-natürlichen Prozeß, die Gegenwart als das Ergebnis einer evolutionären Entwicklung, die der biologischen parallel läuft: Progress ist das gesellschaftlich-historische movens, das das gegenwärtig Erreichte als gesetzmäßig-vorgezeichnet und ‚natürlich‘ höherwertig legitimiert.

In dieser Hoch-Zeit, an diesem Kulminationspunkt des britischen Imperialismus malt Millais also eine fiktive Szene aus der Jugendzeit des englischen Kolonialismus: *The Boyhood of Sir Walter Raleigh*. Die ideologische Aussage des Gemäldes liegt auf der Hand, denn sie ist impliziert in einer simplen Analogisierung: Die dargestellte Szene aus der Jugend Raleighs steht im selben Verhältnis zur Realisierung seiner vorgezeichneten Berufung wie die Frühzeit des Kolonialismus zur gegenwärtigen grandiosen Entfaltung des Empire von 1870 (a : b wie c : d). Auf beiden Seiten der Gleichung ist ein nicht-kontingenter Zusammenhang zwischen dem Früher und dem Später impliziert. Verklammert werden die beiden Bereiche metonymisch über die Person Raleighs: Er steht für die Frühzeit des englischen Kolonialismus. Die Entsprechung zu seiner Reifung liegt außerhalb des Bildes: Es ist die imperiale Gegenwart des Betrachters von 1870. Metaphorisch funktioniert die Gesamtbehauptung, weil biographische und historische Abläufe erst parallelisiert werden und dann für beide quasi Naturnotwendigkeit postuliert wird, wie es ja überhaupt eine Hauptfigur des ideologischen Diskurses ist, Gesellschaftliches als Natürliches auszugeben. ber den metonymisch funktionalisierten Raleigh wird für das britische Kolonialreich eine Teleologie reklamiert: Jenseits des Horizontes — der Matrose deutet darauf hin — liegt — räumlich und zeitlich — die Erfüllung eines Planes, einer Vorsehung. Wieder wird vom Ende her ein Anfang entworfen, der die Entwicklung zum Jetzt hin als nicht-kontingente, signifikante ausgibt — und dadurch die Gegenwart zu legitimieren versucht.

Damit ist aber dem Fremden, demjenigen, das jenseits des Horizontes liegt, immer schon ein fester Platz zugewiesen, noch ehe man ihm überhaupt begegnet ist: Es ist dazu da, mich zu dem zu machen, der ich sein soll, es hat seine raison d’être in seiner Funktion für mich. Semiotisch läßt *The Boyhood of Sir Walter Raleigh* keinen Spielraum, weil der Topos des Fremden festgeschrieben ist und dies durch einen Mechanismus, der zugleich als ein Grundprinzip der Narrativik betrachtet werden kann: die Transformation von Kontingenz in narrative, vorgespiegelte Notwendigkeit, das Ausgeben von Wirklichkeit als Geschichte, von Geschichte als Wirklichkeit. Und Millais’ Bild zeigt es ja selbst, nämlich in der Reaktion der Knaben auf die Erzählung des Seemanns. Welcher der

beiden ist eigentlich Walter Raleigh? Die Kritiker sind sich einig: Nicht der skeptisch den Kopf neigende Junge in der Mitte des Bildes, sondern der blasse grüngewandete, der völlig in die Geschichte des Matrosen eingetaucht ist, gefangen von der Stringenz und Faszination einer Erzählung, eines Fabrikats. Er wird es machen – weil er die Geschichte glaubt, ist er Raleigh. Und für das Publikum muß er Raleigh sein, weil es die andere, größere, implizierte Geschichte glaubt und sich in ihm erblickt.

Dieses Gemälde reproduziert damit bildlich den frühneuzeitlich-kolonialen Diskurs über das Fremde, wie er sich textlich etwa im 1596 erschienenen Reisebericht *The Discovery of Guiana* eben jenes Walter Raleigh zeigt – einem, wie es heißt, „Meisterstück früher Kolonialismus-Propaganda“<sup>1</sup>. Die im Vorjahr unternommene Expedition Raleighs in die Regenwälder des Orinoko hatte nur ein Ziel: das sagenumwobene Goldland El Dorado zu finden, um dann, wie er selbst wiederholt in entwaffnender Offenheit erklärt, England mittels der dortigen Reichtümer zur Weltmacht Nr. 1 zu machen. Über die verschiedenen Eingeborenen-Stämme, denen Raleigh begegnet, erfährt man herzlich wenig, und ihr Bild ist auffallend dichotomisiert: Sie sind einerseits Edle Wilde – an Körper und Seele allem überlegen, was Raleigh aus der Alten Welt kennt<sup>2</sup> (ihre Nacktheit und fehlende Scham deuten auf eine Existenz vor dem Fall) –, andererseits sittenlose, verschlagene, hinterhältige Bestien, im Extremfall: Kannibalen (bei denen derselbe Mangel an Kleidung Mangel an Kultur signalisiert). Diese Dichotomisierung des Bildes vom Wilden (edler Wilder – Bestie) kehrt in der Literatur der frühen Entdeckungsreisen so stereotyp wieder<sup>3</sup>, daß man sie durchaus als Symptom der Verweigerung einer Begegnung mit dem Anderen lesen kann<sup>4</sup>; d. h. sowohl die Stereotypie als auch die extreme Polari-

<sup>1</sup> Urs Bitterli, *Die Entdeckung Amerikas*. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt, München 1991, S. 305.

<sup>2</sup> Vgl. Sir Walter Raleigh, *The Discovery of Guiana* (1596), in: Sir Walter R., *The Works*, 8 Bde. (1829), Neudruck New York 1965, Bd. 8, *Miscellaneous Works*, S. 391–476, hier S. 423.

<sup>3</sup> Vgl. Michael Harbsmeier, „Wilde Völkerkunde“, in: Hermann Bausinger/Klaus Beyrer/Gottfried Korff (Hrsg.), *Reisekultur*. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus, München 1991, S. 91–100; Manfred Pfister, „Man's Distinctive Mark: Paradoxical Distinctions Between Man and His Bestial Other in Early Modern Texts“, in: Elmar Lehmann/Bernd Lenz (Hrsg.), *Telling Stories*. Studies in Honour of Ulrich Broich on the Occasion of His 60th Birthday, Amsterdam/Philadelphia 1992, S. 17–33.

<sup>4</sup> Die interessanteste Studie zur Entdeckung und Logik der Aneignung Amerikas scheint mir nach wie vor Tzvetan Todorov, *La conquête de l'Amérique*. La question de l'autre, Paris 1982, zu sein. Vgl. jedoch auch Urs Bitterli, *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“*. Grundzüge einer Geistes- und Sozialgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1976; Urs Bitterli, *Alte Welt – neue Welt*. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontakts vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, München 1978; John H. Elliott, *The Old World and the New*, Cambridge 1970; Anthony Grafton, *New Worlds, Ancient Texts*. The Power of Tradition and the Shock of Discovery, Cambridge,

sierung des Bildes vom Fremden deuten darauf hin, daß hier eigentlich keine Aussage über die ‚Wirklichkeit‘ der Neuen Welt gemacht wird, sondern vielmehr die Fremde auf extreme Weise funktionalisiert worden ist als Projektionsraum eigener Befindlichkeiten — Sehnsüchte und Begierden (El Dorado) sowie tiefsitzender Ängste (Verschlungenwerden und, interessanter noch, der Mythos vom Stamm der Amazonen): Wir haben es hier mit symptomatischen Phantasmen der ‚Entdecker‘ zu tun<sup>5</sup>.

Funktionalisiert ist der Wilde aber auch darin, daß Raleigh nur ein einziges Kriterium kennt, nach dem die Indio-Stämme beurteilt werden: Helfen sie ihm, sein Ziel zu erreichen, oder hindern sie ihn, nach El Dorado zu kommen? An dieser Achse teilt sich das Bild. In keiner anderen Hinsicht sind sie für ihn interessant. Er nimmt sie nicht als etwas Eigenständiges wahr, sondern ausschließlich in ihrem möglichen Nutzen für sich, Raleigh. Damit steht er nicht allein, sondern repräsentativ für diese frühneuzeitliche Reise- und Entdeckerliteratur. Auch bei Columbus etwa ist die Beurteilung der Indianer gebunden an ihre Willfährigkeit, wie Bitterli konstatiert:

[...] über eine Beschreibung der äußeren Erscheinung der Indianer und über die Feststellung ihres friedlichen oder feindseligen Verhaltens geht Kolumbus kaum hinaus. [...] Die ersten friedlichen Begegnungen lassen ihn zu einem positiven moralischen Urteil gelangen: Die Indianer seien gut, schön, harmlos, großzügig — ein Pauschalurteil, das sofort in sein Gegenteil umschlägt, sobald es zu kriegerischen Zusammenstößen kommt.<sup>6</sup>

---

Mass. 1992; Frauke Gewecke, *Wie die neue Welt in die alte kam*, München 1992; Stephen J. Greenblatt (Hrsg.), *New World Encounters*, Berkeley 1992; Anthony Pagden, *European Encounters With the New World. From Renaissance to Romanticism*, New Haven 1993.

<sup>5</sup> Die Illustrationen der ersten deutschen Ausgabe der *Entdeckung von Guayana* von Levinus Hulsius (Nürnberg 1599) unterstreichen aufs trefflichste die herausragende Faszination, aber auch die tiefe Ambivalenz gerade des Mythos vom Stamm der Amazonen. Allein zwei der fünf Abbildungen sind ihnen gewidmet, und zwar ist auf der ersten zu sehen, wie sich die selbstbewußten Frauen mit männlichen Besuchern verlustieren und allenthalben mit ihnen niedersinken oder sich ins Gebüsch schlagen, die zweite aber zeigt, „was diese kriegerischen Damen mit ihren gefangenen Feinden [danach] anfangen: Sie wurden mit den Füßen an Bäumen aufgehängt und dienten als Zielscheiben für die weiblichen Bogenschützen, während eine andere Amazone bereits das Feuer zum Rösten der Opfer anzündete.“ (Robert Hermann Schomburgk in seiner Einleitung, „Sir Walter Raleigh: Der Gründer des britischen Weltreichs“ [1848] zu: Sir Walter Raleigh, *Gold aus Guayana. Die Suche nach El Dorado [1595]*, hrsg. von Egon Larsen, Stuttgart/Wien 1988, S. 9–55, hier S. 54). Die Verschränkung von Begehren und Angst — wobei die Angst in direkter Abhängigkeit vom Begehren der sexuell aktiven Frau zu stehen scheint (die Doppeldeutigkeit des Genitivs ist beabsichtigt) — ist selten anschaulicher vorgeführt worden: Der Raum der Fremde ist immer auch Theater des Psychischen, vorgestellte Externalisierung.

<sup>6</sup> Bitterli, *Entdeckung Amerikas* (vgl. Anm. 1), S. 89.

Von solchen Umschlägen ist Raleighs Reisebericht zwar frei, nicht aber von tiefen Ironien und moralisch-ethischen Paradoxien, die dieser starren Dichotomisierung entspringen, wie zum Beispiel folgender: Die natürlichen Verbündeten der Engländer sind diejenigen Stämme, die unter den goldgierigen Spaniern leiden. Sie erhoffen sich von Raleigh, der ja im Hinterland der spanischen Brückenköpfe an der Nordküste Südamerikas operiert, die Freiheit. Der Dichotomie Gut/Böse entspricht also eine zweite: Feinde/Verbündete der goldgierigen Spanier. Raleigh erkennt die Gefahr, die in der Instabilität dieser Überlagerung liegt: Was geschieht denn, wenn die hilfsbereiten Indios erfahren, daß auch die Engländer, wie die Spanier, nur am Gold interessiert sind — was Raleigh ja in seinem Bericht unumwunden zugibt? Sie hätten dann keinen Grund mehr, ‚gut‘ zu sein. So kommt Raleigh kalkulierend-abwägend zu dem Entschluß, die Indios über seine wahren Ziele im unklaren zu lassen, vorzutäuschen, es gebe einen Unterschied zwischen Spaniern und Engländern:

For mine own part [. . .], I thought it very evil council to have attempted it [d. h. ein kriegerisches Vordringen] at that time, although the desire of gold will answer many objections: but it would have been in mine opinion an utter overthrow to the enterprise, if the same should be hereafter by her majesty attempted: for then (whereas now they have heard we were enemies to the Spaniards, and were sent by her majesty to relieve them) they would as good cheap have joined with the Spaniards at our return, as to have yielded unto us, when they had proved that we came both for one errand; and that both sought but to sack and spoil them [. . .]<sup>7</sup>

Damit die Indianer ‚gut‘ bleiben, muß man selbst ‚schlecht‘ werden und eben jene negativen Eigenschaften zeigen, die gemeinhin dem ‚treulos-schlechten‘ Indio zugeschrieben werden: Verschlagenheit, Unaufrichtigkeit, List, Tücke, Berechnung. All dies — und hier entfaltet das ‚beyond‘ seine transzendente Dimension — ist allerdings im eigenen Fall gerechtfertigt, da Raleigh sich als Instrument göttlicher Vorsehung begreift und El Dorado offensichtlich durch providence den Engländern vorherbestimmt ist: „[. . .] it seemeth to me that this empire is reserved for her majesty and the English nation, by reason of the hard success which all these and other Spaniards found in attempting the same [. . .]“<sup>8</sup> Der Glaube an die Vorsehung — der auch Raleighs monumentale *History of the World* durchzieht —, an einen feststehenden Plan, der sich historisch verwirklicht, ist also der letzte Referenzpunkt dieses Diskurses, der den Ort und die Rolle des Fremden und Anderen festschreibt, da es nicht für sich da ist, sondern providentiell für mich, der ich im göttlichen Auftrag handle. Die Reise-, speziell Entdeckerliteratur der frühen Neuzeit bietet ein Modell der Zurichtung der Welt nach dem Plan eines vorherbestimmten Zieles, das

<sup>7</sup> Raleigh, *Guiana* (vgl. Anm. 2), S. 451.

<sup>8</sup> S. 403 f.

vermeintlich jenseits des (zeitlichen) Horizontes liegt und das eigene Vorgehen legitimiert<sup>9</sup>.

Die extreme Funktionalisierung des Fremden, seine mentale und praktische Unterwerfung, und die Gewißheit, eine Mission zu haben, sind also lediglich zwei Seiten ein und derselben Medaille. Zeitgenossen und Biographen streichen bei Raleigh (wie übrigens bei Columbus) immer wieder einen charakteristischen Zug heraus: unerschütterliche Selbstgewißheit, schon provozierendes Selbstbewußtsein (man denke an John Aubreys schon klassische Einschätzung: „he was damnable proud“<sup>10</sup>): Er ist sich ganz sicher. Er weiß, daß er den Weg findet, er weiß, was er dort finden wird, und er weiß, wozu er es benutzen wird. Mehr noch als durch seine oft beschworene Vielseitigkeit scheint dieser ‚Renaissance-Mensch‘ durch diesen Zug der von keinerlei Zweifel angelegten Selbstbezogenheit paradigmatische Statur zu erlangen: „His vision“, schreibt Stephen J. Greenblatt treffend in seiner frühen Raleigh-Studie, „could never accommodate more than a single consciousness — his own. He lacked a sense of the other [...]“<sup>11</sup>

## 2.

Ein ganz anderes Modell der Indienstnahme und Verarbeitung des Fremden findet sich dagegen in jenen im 18. Jahrhundert in Mode kommenden ‚philosophischen‘ oder fiktiven Reiseberichten, in denen es darum geht, die eigene Kultur, die eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse vom fiktiven Standpunkt eines reisenden Fremden aus zu kritisieren oder sie vor der Folie einer imaginierten Fremd-Kultur zu relativieren. Denn ob — wie im ersten Band von *Gulliver's Travels* — die politischen Verhältnisse in Lilliput den englischen nur allzusehr gleichen oder ob sie sich — wie im vierten desselben Werkes — von den eigenen auf für uns beschämende Weise unterscheiden, ob ein Fremder — wie in Montesquieus *Lettres persanes* — die französischen Verhältnisse aus seiner exzentrischen Perspektive entlarvt oder ob — wie in Diderots *Supplément au Voyage de Bougainville* — ein alter Südseehäuptling die gesamte europäische Zivilisation einer Fundamentalkritik vom Standpunkt einer ‚natürlicheren‘ gesellschaftlichen Ordnung aus unterzieht — die Stoßrichtung ist immer dieselbe: Die eigene Kultur und Gesellschaft wird als eine unter vielen begriffen,

<sup>9</sup> Vgl. Djelal Kadir, *Columbus and the Ends of the Earth. Europe's Prophetic Rhetoric as Conquering Ideology*, Berkeley 1992.

<sup>10</sup> John Aubrey, *Brief Lives*, hrsg. von Oliver Lawson Dick, London 1992, S. 254.

<sup>11</sup> Stephen J. Greenblatt, *Sir Walter Raleigh. The Renaissance Man and His Roles*, New Haven/London 1973, S. 167. Vgl. zu Raleigh allgemein Stephen Coote, *A Play of Passion. The Life of Sir Walter Raleigh*, London 1993; John Winton, *Sir Walter Raleigh*, London 1975.

eine, deren Eigenart und Relativität sich am ehesten im Vergleich mit anderen erkennen läßt. D. h. das Eigene und das Fremde sind hier in einen dialektischen Zusammenhang gebracht: Das Fremde rückt das Eigentliche, das Eigentümliche unserer Gesellschaft erst ins Licht. Gerade weil das Fremde anders ist und Anspruch hat, zunächst einmal für sich genommen zu werden, ist es so nützlich für das Eigene: Daß es auch andere Gesellschaften gibt, wirft die Frage nach den Vorzügen und Nachteilen der eigenen auf. Das Andere wird als Anderes, als Entität für sich anerkannt — und diese Anerkennung der Alterität impliziert zugleich die Einsicht in die Subjektivität und Relativität jeglicher Perspektive und Erkenntnis —, zugleich wird das Andere aber auch unverhohlen für heimische Zwecke funktionalisiert.

Anstatt auf die bekannteren Beispiele einzugehen, soll dies nun an Oliver Goldsmiths *The Citizen of the World* (1762) gezeigt werden. Es handelt sich hier, wie der Untertitel bereits sagt, um eine Serie von 119 „Letters from a Chinese Philosopher, Residing in London, to his Friends in the East“. In diesen fiktiven Briefen werden alle möglichen Aspekte der englischen Gesellschaft — nicht, wie es fälschlich in manchen Handbüchern steht, satirisch geschildert —, sondern eher auf ironische, humorige, im Ton äußerst milde Weise und — wie es beim Autor des *Vicar of Wakefield* nicht überraschen kann — mit einer gehörigen Prise Sentimentalität einer launigen Revision unterzogen — Kulturkritik vom Standpunkt eines hochgebildeten Exoten.

Aber es ist natürlich der irischste Chinese, dem man je begegnet ist — und der Text selbst weiß das: In einer emblematischen Episode besucht Lien Chi Altangi, unser Mann in London, eine ‚Lady of Distinction‘<sup>12</sup>, die ihren Salon mit allerlei exotischem Plunder und Chinoiserien ausstaffiert hat und die, obgleich völlig ignorant, glaubt, ihn, den Chinesen, darüber belehren zu müssen, wie es in China zugeht. Er empfiehlt sich bald, nüchtern erkennend, daß in solch einem künstlich-exotischen Ambiente die Anwesenheit eines echten Chinesen nur stören kann. Auch andernorts enerviert ihn die Anmaßung der Briten, ihn über Fernöstliches belehren zu wollen, oder ihre verletzende Art, nicht ihn, sondern bloß ihr lächerlich abwegiges Stereotyp des Chinesen wahrzunehmen. Doch wie gesagt: Diese Figur ist auch nicht chinesischer als der Salon der ‚Lady of Distinction‘ — und augenzwinkernd wird das durch diese Episode ja auch eingeräumt: Er ist ein Bild von einem Chinesen, an Irishman's Chinaman, an Englishman's Chinaman, ein funktionalisiertes Stereotyp. Goldsmith weiß das, seine Leser wissen es — und daß der Text dies, ein Bewußtsein seiner eigenen Konstruiertheit und kulturellen Limitierung, selbst signalisiert, sich also ironisch selbst unterläuft, das rettet ihn schließlich auch literarisch: Das imagi-

<sup>12</sup> Oliver Goldsmith, *The Citizen of the World; or Letters from a Chinese Philosopher, Residing in London, to His Friends in the East* (1762), in: O. G., *Collected Works*, hrsg. von Arthur Friedman, 5 Bde., Oxford 1966, Bd. 2, S. 63–65.



nierte Fremde wird bewußt instrumentell eingesetzt, um die eigenen Verhältnisse zu beleuchten — aber es wird nicht reklamiert, den anderen Standpunkt — oder gar einen absoluten — ‚wirklich‘ eingenommen zu haben.

Daß Goldsmith im übrigen mit einem Chinesen einen Repräsentanten einer anderen, verfeinerten Hochkultur und nicht etwa einen Edlen Wilden gewählt hat, ist durchaus signifikant: Er glaubt nämlich an eine historisch-gesetzmäßige Abfolge gesellschaftlicher Entwicklungs-Phasen, die jede nostalgische Kritik einer Hochzivilisation vom Standpunkt eines primitiven ‚Natur‘-Zustandes her als müßig erscheinen läßt, weil eben jede Phase ihre eigene, in keiner Richtung voluntaristisch überspringbare Logik hat — wie er den Chinesen anhand der Frage, ob die Wissenschaften für alle Gesellschaften nützlich seien, darlegen läßt:

They who insist that the sciences are useful in *refined* society are certainly right, and they who maintain that *barbarous* nations are more happy without them are right also; but when one side for this reason attempts to prove them as universally useful to the solitary barbarian, as to the native of a crowded common-wealth; or when the other endeavours to banish them as prejudicial to all society, even from populous states as well as from the inhabitants of the wilderness, they are both wrong, since that knowledge which makes the happiness of a refined European, would be a torment to the precarious tenant of an Asiatic wild.<sup>13</sup>

Der gebildete Kunst-Chinese signalisiert aber zugleich, daß es auch auf der obersten Stufe verschiedene, gleichberechtigte Möglichkeiten der Ausprägung menschlicher Kultur gibt. Der Reichtum der Diversität wird anerkannt.

Lien Chi Altangi ist sich seiner eigenen Vorurteile durchaus bewußt und begreift Reisen als permanentes Lernen durch Erfahrung: „[. . .] thus is my whole time passed in forming conclusions which the next minute’s experience may probably destroy, the present moment becomes a comment on the past, and I improve rather in humility than wisdom.“<sup>14</sup> Diese humility durch Einsicht in die Relativität des eigenen Standpunktes ist Goldsmiths oberstes Ziel; und im selben Maße, wie sein Chinese die Unterschiede begreift, wird er zum Citizen of the World, zum Weltbürger. Es ist die Einsicht in die Relativität der eigenen Kultur und die Beschränktheit der eigenen Perspektive, die letztlich das Verschiedene zur common humanity transzendiert, die wiederum in eben jener Selbstbescheidung und Toleranz des Anderen besteht. “[. . .] I honour all those great names who endeavoured to unite the world by their travels; such men grew wiser as well as better, the farther they departed from home [. . .]“<sup>15</sup> Oder in den Worten des French Officer in Sternes *Sentimental Journey*:

---

<sup>13</sup> S. 334.

<sup>14</sup> S. 44.

<sup>15</sup> S. 41.

[. . .] there is a balance, said he, of good and bad every where; and nothing but the knowing it is so can emancipate one half of the world from the prepossessions which it holds against the other — that the advantage of travel [. . .] was by seeing a great deal of men and manners; it taught us mutual toleration; and mutual toleration, concluded he, making a bow, taught us mutual love.<sup>16</sup>

Weltbürger ist der, der sich auch von außen sehen kann.

Es scheint nicht zufällig — und deshalb steht dieser Teil des Aufsatzes im Zeichen des ‚around‘ —, daß die Möglichkeit und Fähigkeit, gedanklich den Standpunkt des Anderen einzunehmen und damit den eigenen zu relativieren, historisch genau da auf den Plan tritt — nämlich im Jahrhundert der wissenschaftlichen Weltumsegelungen (Bougainville, Cook) —, als der ganze Weltkreis ‚umschrieben‘ ist, d. h. das Eigene und das Fremde als Elemente einer Menge verstanden werden können<sup>17</sup>. Auf der umfahrenen Weltkugel ist der Horizont nur noch als variable Limitierung eines je subjektiven Sehfeldes definierbar: Jeder trägt seinen eigenen mit sich.

Dieser Zusammenhang von Weltumseglung, Anerkenntnis des Anderen und Einsicht in die Relativität der Standpunkte und Subjektivität der Perspektiven findet sich etwa auch in Georg Forsters Bericht über die zweite Reise Captain Cooks, *Reise um die Welt* (1778–80), zuerst 1777 auf Englisch unter dem Titel *A Voyage Round the World* erschienen. In seiner „Vorrede“ verknüpft Forster eine fundamentale Kritik an der positivistischen Praxis anderer Forschungsreisender, die „bis zum Unsinn nach *Factis* jag[en]“, „[ohne] dieselben zu verbinden“, mit einem Bekenntnis zur notwendigen, unabstellbaren Subjektivität jedes Berichtes:

[Selten haben] zween Reisende einerley Gegenstand auf gleiche Weise gesehen, sondern jeder gab, nach Maßgabe seiner Empfindung und Denkungsart, eine besondere Nachricht davon. Man mußte also erst mit dem Beobachter bekannt seyn, ehe man von seinen Bemerkungen Gebrauch machen konnte.<sup>18</sup>

Wenn aber Subjektivität unabstellbar ist, muß sie ehrlicherweise mitthematisiert werden:

Zuweilen folgte ich dem Herzen und ließ meine Empfindungen reden; denn da ich von menschlichen Schwachheiten nicht frey bin, so mußten meine Leser doch wissen, wie das Glas gefärbt ist, durch welches ich gesehen habe. Wenigstens bin ich mir bewußt, daß es nicht finster und trübe vor meinen Augen gewesen ist. Alle Völker der Erde haben gleiche Ansprüche auf meinen guten Willen.<sup>19</sup>

<sup>16</sup> Laurence Sterne, *A Sentimental Journey and Journal to Eliza* (1759–1767 bzw. 1904), New York 1964, S. 71.

<sup>17</sup> Aus der Fülle der Sekundärliteratur zur europäischen Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts scheint mir besonders hervorhebenswert Ralph-Rainer Wuthenow, *Die erfahrene Welt*. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung, Frankfurt a. M. 1980.

<sup>18</sup> Georg Forster, *Reise um die Welt*, hrsg. von Gerhard Steiner, Frankfurt a. M. 1990 (1983), S. 17.

<sup>19</sup> S. 18, Hervorhebungen von C. Bode.

Hier fallen also idealtypisch drei Elemente zusammen: 1. Die Anerkennung des Anderen als gleichberechtigt, 2. die Einsicht, daß eigentliches Verständnis nur bei ganzheitlicher Betrachtung der fremden Kultur zu erzielen ist (und das schließt bei Forster alle natürlichen Lebensumstände mit ein), und 3., daß bei all diesem Bemühen um ‚Objektivität‘ doch die Farbe des Glases, „durch welches ich gesehen habe“, immer mitgedacht werden muß. Alexander von Humboldt sah in Forster das Vorbild für seine naturwissenschaftliche Gesamtschau des Kosmos; Forsters *Reise um die Welt* hat aber auch ihren Ort in der Geschichte der Reiseliteratur im engeren Sinne, denn Forster begründet auch den wissenschaftlichen Reisebericht als notwendig literarischen. Die Persönlichkeit des Autors mit ihrer Empfindsamkeit und Subjektivität muß ins Spiel gebracht werden, Perspektivierung und Färbung sind unabstellbare Grundbedingungen der Erfahrung von Welt und müssen so auch im Bericht ihren Niederschlag finden.

Es ist hier nicht der Ort, die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzende Versubjektivierung der Reiseliteratur nachzuzeichnen. Ob in Sternes *Sentimental Journey* (1768) oder Goethes *Italienischer Reise* (1786–88, 1829), ob in Johann Gottfried Seumes *Spaziergang nach Syrakus* (1803) oder Moritz August v. Thümmels *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* (1791–1805) — bei allen markanten Unterschieden springt doch ein Gemeinsames ins Auge: Der Akzent hat sich verlagert, es geht um die äußeren ‚Gegenstände‘ (Goethe), insofern als sie für die Stimmung und Reflexion des Subjekts von Belang sind. Die Reise wird zum Anlaß, sich selbst zu finden (Goethe: „Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.“<sup>20</sup>), der Reisebericht ist das Logbuch einer inneren Erkundung aus Anlaß einer äußeren Bewegung<sup>21</sup>. Und, nebenbei bemerkt, kann, weil dies die neue Dominante ist, nun auch das eigene Land nach dem Muster fremder erfahren werden (z. B. William Cobbett, *Rural Rides* [1830], Johann Gottlieb Schummel, *Empfindsame Reise durch Deutschland* [1770–72], bis hin zu Heinrich Heine).

Dieser Typus von Reiseliteratur, der die subjektive Reflexion äußerer Umstände zum eigentlichen Thema hat, bleibt bis weit in unser Jahrhundert hinein dominant. Alexander Kinglakes *Eothen* (1844) gehört ihm ebenso an wie

<sup>20</sup> Johann Wolfgang von Goethe, „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“, in: Goethe, *Werke* (Hamburger Ausgabe in 14 Bänden), München 1982 (1949–60), Bd. 13, textkrit. durchges. u. kommentiert von Dorothea Kuhn und Rike Wankmüller, S. 37–41, hier S. 38.

<sup>21</sup> Dies ist von Herbert von Einem in seinem Nachwort zu Goethes *Italienischer Reise* treffend auf den Punkt gebracht worden: „Dieses Doppelte: die Ausweitung, Vertiefung und Steigerung des eigenen Lebensgefühles durch Aneignung und Durchdringung eines ganz neuen Außen [. . .], das ist das großartige und wunderbare Schauspiel seiner Italienreise.“ (in: Goethe, *Werke* [vgl. Anm. 20], Bd. 11, textkrit. durchges. von Erich Trunz, kommentiert von Herbert von Einem, S. 564).

Bernhard Kellermanns *Ein Spaziergang in Japan* (1911) oder Eric Newbys *A Short Walk in the Hindu Kush* (1958); und wenn Hermann Graf Keyserling sein 1919 publiziertes *Reisetagebuch eines Philosophen* unter das Motto stellt, „Der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum“, so faßt das nur eine Auffassung zusammen, die abstrakter etwa so zu beschreiben wäre: Das Fremde und das Eigene werden dialektisch aufeinander bezogen, definieren sich gegenseitig. Ihre Beziehung bleibt daher dynamisch, nicht festgelegt. Doch auch hier ist das Fremde noch funktionalisiert, weil es durch seine Andersheit und Neuartigkeit mich ausbilden soll. Die Welt wird erfahren als Laboratorium zum Hervorbringen meiner individuellen Sensibilität und Subjektivität. Das wird zwar zunehmend als offener Prozeß betrachtet, aber es ist eine Offenheit zum Ergebnis hin (also anders als im Millais-Bild, das schon zu seiner Zeit, gemessen am Stand der Literatur, anachronistisch und wohl gerade deshalb so gut ideologisch einsetzbar war), zugleich wird dem Anderen ebendiese Funktion, mich hervorzubringen, fest zugeschrieben.

## 3.

Die radikalsten Konsequenzen aus der Versubjektivierung des Genres sind damit aber noch gar nicht gezogen. Sie treten erst ein mit dem, was man die Implosion des Subjekts durch Totalisierung des Subjekts nennen könnte, und es ist bezeichnenderweise die Ethnographie mit literarischem Anspruch, die der Reiseliteratur den Weg zur letzten Radikalisierung weist<sup>22</sup>. 1955 hatte Claude Lévi-Strauss im ersten Teil von *Tristes tropiques* die Unmöglichkeit, eine fremde Kultur zu erfassen, thematisiert: Der Ethnologe kommt immer zu spät — nicht nur, weil er sich primär mit verschwindenden Kulturen befaßt:

Je voudrais avoir vécu au temps des *vrais* voyages, quand s'offrait dans toute sa splendeur un spectacle non encore gâché, contaminé et maudit [...] Chaque lustre en arrière me permet de sauver une coutume, de gagner une fête, de partager une croyance supplémentaire. Mais je connais trop les textes pour ne pas savoir qu'en

<sup>22</sup> Zu den Erzählstrategien der ‚klassischen‘ Ethnographie vgl. Clifford Geertz, *Works and Lives. The Anthropologist as Author*, Cambridge, Mass., 1988, zur epistemologischen Krise und ‚literarischen‘ Wende der Ethnologie James Clifford, *The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art*, Cambridge, Mass. 1988; James Clifford/George E. Marcus (Hrsg.), *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley 1986; Karl-Heinz Kohl, *Entzauberter Blick. Das Bild vom guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation*, Berlin 1981; Karl-Heinz Kohl, *Exotik als Beruf. Erfahrung und Trauma der Ethnographie*, Frankfurt a. M./New York, überarbeitete Neuausgabe 1986; Karl-Heinz Kohl, *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie*, Frankfurt a. M./New York, 1987.

m'enlevant un siècle, je renonce du même coup à des informations et à des curiosités propres à enrichir ma réflexion.<sup>23</sup>

Die Unmöglichkeit ist eine systematische: In einer Art ethnographischer Unbestimmtheitsrelation fehlt ihm immer entweder das adäquate Instrumentarium oder das volle Material:

Et voici, devant moi, le cercle infranchissable: moins les cultures humaines étaient en mesure de communiquer entre elles et donc de se corrompre par leur contact, moins aussi leurs émissaires respectifs étaient capables de percevoir la richesse et la signification de cette diversité. En fin de compte, je suis prisonnier d'une alternative: tantôt voyageur ancien, confronté à un prodigieux spectacle dont tout ou presque lui échappait — pire encore inspirait raillerie et dégoût; tantôt voyageur moderne, courant après les vestiges d'une réalité disparue. Sur ces deux tableaux je perds, et plus qu'il me semble: car moi qui gémiss devant des ombres, ne suis-je pas imperméable au vrai spectacle qui prend forme en cet instant, mais pour l'observation duquel mon degré d'humanité manque encore du sens requis? Dans quelques centaines d'années, en ce même lieu, un autre voyageur, aussi désespéré que moi, pleurera la disparition de ce que j'aurais pu voir et qui m'a échappé. Victime d'une double infirmité, tout ce que j'aperçois me blesse, et je me reproche sans relâche de ne pas regarder assez.<sup>24</sup>

Diese Unmöglichkeit, das Fremde zu erfassen, von Lévi-Strauss soziohistorisch als Problem der Ungleichzeitigkeit erklärt, war schon 19 Jahre zuvor von Michel Leiris in *L'Afrique fantôme* psychologisch und epistemologisch, also als eine Unmöglichkeit trotz Gleichzeitigkeit, begründet worden. Der Blick, erst recht der Zugriff auf das Fremde, ist mir immer schon verstellt durch meine eigenen Bilder, Projektionen, Vorstellungen, Wünsche — das Afrika, dem ich nachjage, bleibt ein Phantom, „das Original haben wir nie“<sup>25</sup>. Wenn aber das ‚Fremde‘, wie ich es begreife, mir nur als Aspekt meiner selbst zugänglich ist — und dies ist unvermeidlich der einzige Einstieg —, ist seine Aneignung Selbst-Erfahrung und das Schreiben darüber Erkundung des Zwischenraumes, in dem per Übersetzung das Spiel von ‚Eigenem‘ und ‚Fremdem‘ in Gang kommt: Das Schreiben des Fremden und das Erkunden des Selbst sind bei Leiris untrennbar verwobene Aspekte ein- und desselben Unternehmens.

Diese Redefinition, die das Fremde als Teil meiner selbst begreift, damit aber auch im Fremden das Eigene erkennt, impliziert, scheint mir, zweierlei: Alles, was erfahrbar ist, ist Teil eines subjektiv konstituierten Binnenraumes, in dem die vorläufigen Distributionen von ‚fremd‘/ ‚eigen‘, ‚innen‘/ ‚außen‘ nur noch heuristischen Wert haben, aber keine ‚wirklichen‘ Beziehungen mehr beschreiben, und, zweitens, die Korrelationierung der so benannten Elemente ist

<sup>23</sup> Claude Lévi-Strauss, *Tristes tropiques*, Paris 1955, S. 44.

<sup>24</sup> S. 44f.

<sup>25</sup> So Hans-Jürgen Heinrichs in seiner Einleitung zu Band 1 der *Ethnologischen Schriften* von Michel Leiris, Frankfurt a. M. 1985, S. 7–48, hier S. 38, die als Band 3 und 4 *Phantom Afrika* enthalten.

prinzipiell unabschließbar: „Man muß nach Afrika, aber man findet es nie“<sup>26</sup>, so wie man ‚sich‘ nie findet, in diesem Raum, der ‚man‘ ist.

Bruce Chatwin wollte schon als Kind nach Patagonien (wie Leiris nach Afrika), als Erwachsener wird er es durchreisen. Doch was für ein Land ist das, das uns *In Patagonia* bietet<sup>27</sup>? Es hat keine Landschaft, nichts, was es als primär geographischen Ort ausweisen würde. Stattdessen: Schicksale, Erzählungen, Texte von Menschen, denen bei allen radikalen Unterschiedlichkeiten eines gemeinsam ist: Irgendwann einmal zog/verschlug es sie nach ‚Patagonien‘. Und was ist das, ‚Patagonien‘? Für jeden je verschieden und in der Summierung der Raum, der durch ihre Lebens-Wege definiert ist. ‚Patagonien‘ ist das Ensemble der Erfahrungen, Vorstellungen, Wünsche, Ängste, gehalten und konstituiert vom Netz der Linien, die sich hier kreuzen — ein Land der Einhörner und Nazis, der Riesenfaultiere und Anarchisten, ein Land, in dem Reales und Irreales ineinander überblendet werden, weil es in diesem Raum — a Patagonia of the mind — keine Grenze gibt, die das eine vom anderen trennen würde. In Chatwins Australien-Buch *Songlines* wird das pointiert: Die erzählten/gesungenen Linien erschaffen den Raum, der so Bewußtseins-Raum ist — wie es schon das von Chatwin auf der Titelseite gewählte Motto von Blaise Cendrars vorgibt: „Il n’y a plus que la Patagonie, la Patagonie, qui convienne à mon immense tristesse . . .“ (*Prose du Transsibérien*, 1913). ‚Patagonien‘ ist objektives Korrelat einer inneren Verfassung oder Befindlichkeit.

Was wird aus den Zeichenrelationen in einem solchen Raum, der eine zum Kosmos geweitete Subjektivität darstellt, in dem sich das Subjekt — einer Definition gemäß, die nach Hermes Trismegistus noch Gott umschreibt, von Bruno und Pascal dann für das All verwandt wurde — bestimmen läßt als Kreis, dessen Mittelpunkt überall, dessen Begrenzung aber nirgends ist? Was ereignet sich semiotisch nach dieser Totalisierung des Subjekts als All-Raum?

In der Mitte von *In Patagonia* findet sich das auf der folgenden Seite wiedergegebene Foto. Als einziges trägt es keine Unterschrift. Ein abgestellter Eisenbahnwaggon, die Formulierung liegt nahe: mitten in der Pampa. Ist er ‚authentisch‘? Wer weiß? Allein daß er beschriftet ist („Patagonico“) scheint dafür zu bürgen. Und was bedeutet er, seine Repräsentation, hier, in diesem Buch? Natürlich ist es möglich zu interpretieren: Er ist abgestellt, obwohl doch zum Fahren gebaut. Einmal hierhergekommen, bleibt er. Ihm fehlt nun die Lokomotive, der Antrieb. Er ist Metapher der Menschen, die in Patagonien bleiben. Die Tür und das Ofenrohr lassen weiter vermuten: Hier hat sich’s einer häuslich eingerichtet: Auch er bleibt, steht allegorisch fürs Sich-Einrichten,

<sup>26</sup> So wiederum der exzellente Leiris-Kenner Heinrichs in Leiris, *Ethnologische Schriften* (vgl. Anm. 25), Bd. 2, S. 14.

<sup>27</sup> Bruce Chatwin, *In Patagonia*, London 1977. Vgl. Bruce Chatwin/Paul Theroux, *Patagonia Revisited*, London 1985; Nicholas Murray, *Bruce Chatwin*, Bridgend 1993.



Abb. 2: Ohne Titel (Eisenbahnwagen)<sup>28</sup>

Hängenbleiben. Ein bildlicher Kommentar zu Chatwins Philosophie des Wanderns, die alle Übel der Zivilisation im Seßhaftwerden lokalisiert? Möglich. Möglich auch, daß nicht. Und das ist vielleicht das Wesentliche: Anders als in der Phase der Reiseliteratur, in der das Fremde nach Funktion und Ergebnis

---

<sup>28</sup> aus: Bruce Chatwin, *Auf Reisen*. Photographien und Notizen, hrsg. von David King und Francis Wyndham, aus dem Englischen von Anna Kamp. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1993, S. 23.

festgelegt war, anders auch als in der, als noch die Art der Funktion, wenn auch nicht mehr ihr Ertrag inhaltlich bestimmt war, sind wir hier im freien Raum der offenen Semiosis, wo alles zum Zeichen werden kann, zum Symbol im Sinne von Charles Sanders Peirce; wo zwischen dem Ich und dem Anderen sich keine funktionale Beziehung bestimmen läßt, weil die Terme der Funktion nicht isolierbar sind. Das Subjekt ist implodiert durch Totalisierung — Folge ist der symbolische Raum, in dem Bedeutung nicht festzumachen ist, sich allenfalls provisorisch und tentativ ergibt. Man kann ‚das da‘ schriftlich fixieren, benennen: „Patagonico“, aber was es bedeutet, ist damit ja nicht arretiert. Weil das Subjekt keinen Ort hat, sondern ‚überall‘ als Effekt interner Relationen sich ergibt, lassen sich die Zeichenverhältnisse von keinem Zentrum her organisieren, integrieren — sie bleiben so nach Art und Inhalt nicht festgelegt, sondern offen, nicht statisch, sondern veränderlich, nicht definitiv, sondern virtuell, kontingent. (Stilistischer Niederschlag dieser Absenz scheint mir übrigens, dies nur nebenbei, die extreme Lakonie des Textes — eine Art authorial self-effacement, die selbstverständlich sich gerade dadurch als Präsenz einer persona gibt.)

Man möge dieses Foto neben der Reproduktion des Gemäldes von Millais betrachten — sinnlich-anschaulich wird dann der kategoriale Unterschied in der Zeichenorganisation erfahrbar, sichtbar damit auch ein paradigmatischer Wandel im Verarbeiten — processing — und in der diskursiven Distribution — d. h. aber auch: der Herstellung — von Alterität.

Was bleibt, ist die Einstellung, der Blick des Reisenden, der als Schreibender zum Ethnographen auch seiner eigenen Kultur wird und zum Psychographen seiner selbst. In ihren historischen Wandlungen erweist sich Reiseliteratur als Modell von Welt-Erfahrung, das paradigmatisch, weil historisch differenziert, Weisen der diskursiven Erzeugung und Aneignung des „Anderen“ vorführt<sup>29</sup> —

<sup>29</sup> Eine Poetik des Reiseberichts und der Reiseliteratur, deren Fehlen Manfred Pfister in seiner kritischen Besprechung der beiden Titel von Peter J. Brenner (Hrsg.), *Der Reisebericht*. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, Frankfurt a. M. 1989, und *Der Reisebericht in der deutschen Literatur*. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte, Tübingen 1990 — beklagt hat (*Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* Bd. 18/1993, S. 214–219), ist in der Tat ein dringendes Desiderat, denn weder Joseph Strelka, „Der literarische Reisebericht“, *Jahrbuch für Internationale Germanistik* Bd. 3/1971, S. 63–75, noch sein „Der literarische Reisebericht“, in: Klaus Weissenberger (Hrsg.), *Prosa ohne Erzählen*. Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa, Tübingen 1985, S. 169–184, noch Eric J. Leed, *The Mind of the Traveler*, New York 1991, können theoretisch recht befriedigen, am ehesten noch Zlatko Klátik, „Über die Poetik der Reisebeschreibung“, *Zagadnienia Rodzajów Literackich* Bd. 11/1968, S. 126–153. Eine Gattungspoetik der Reiseliteratur, die diese Texte als Texte ernstnähme (vgl. Manfred Pfister, „Intertextuelles Reisen, oder: Der Reisebericht als Intertext“, in: Herbert Foltinek/Wolfgang Riehle/Waldemar Zacharasiewicz [Hrsg.], *Tales and „Their Telling Difference“*. Festschrift für Franz K. Stanzel, Heidelberg 1993, S. 109–132), wäre m. E. als Algorithmus



und das ist grundsätzlich keine Frage des Ortes. So schrieb Jan Morris schon 1964:

„Going abroad this year?“ they always ask. Certainly: abroad to Singapore or Aberystwyth, abroad down the High Street or up the Bronx, abroad on the Red Sea, the Volga or the Grand Union Canal — abroad wherever we go, among those blackguards, bores and charmers, the rest of us.<sup>30</sup>

Man kehrt zu sich selbst zurück, immer und immer wieder, so wie Italo Calvino in *Le città invisibili* Marco Polo sagen läßt: „Ogni volta che descrivo una città dico qualcosa di Venezia.“<sup>31</sup> So steckt das Vertraute im Fremden, aber das Fremde auch in uns, denn: Fremde, um mit Julia Kristeva zu enden, Fremde sind wir uns selbst<sup>32</sup>.

Bleibe noch die Auflösung des etwas kryptischen, weil elliptischen „into one’s own“ im Titel dieses Beitrages. Eine erste Deutung wäre, anknüpfend an das zuletzt Gesagte: travelling into one’s own country; denn legt man, wie hier geschehen, ein extrem geweitetes Verständnis von Reiseliteratur zugrunde, eines, das absichtsvoll Berichte von Entdeckungs- und Forschungsreisen wie auch voyages imaginaires, sentimental journeys, travelogues, Reiseromane sowie Erkundung des Fremden wo immer umfaßt, weil allenthalben das Interesse der diskursiven und narrativen Verarbeitung und Inszenierung von Alterität galt, dann ist Reiseliteratur — siehe oben — eben keine Frage des Ortes mehr. Steht der Aspekt der diskursiven Vermittlung von Eigenem und Fremdem im Vordergrund, fügt sich auch das unter anderem Blickwinkel durchaus heterogen erscheinende Feld einer Gattungsgrenzen überschreitenden textuellen Logik. Into one’s own ließe sich, zweitens, selbstverständlich auch ins Psychologische wenden: into one’s own consciousness, one’s own interior — eine metaphorische Koppelung, die ja spätestens seit Joseph Conrads *Heart of Darkness* ein Gemeinplatz ist.

Beides ist auch durchaus gemeint, doch ein Drittes zusätzlich, das Anlaß gibt, ein caveat auszusprechen: Im Englischen gibt es die Redewendung to come into one’s own, was soviel heißt wie: seinen rechtmäßigen Besitz erlangen, zur Geltung kommen, im übertragenen Sinne auch: sich verwirklichen, sich erfüllen. Und das Mitschwingen dieser Bedeutungsvariante deutet auf etwas, das sich unbeabsichtigt, doch unbestreitbar, in diesen Text eingeschlichen hat: In dem gerafften Rückblick — und es wäre naiv, in seinen ‚Phasen‘ mehr sehen zu wollen als eine heuristische Segmentierung, die nur den Ausgangspunkt bildet

---

jener historisch differenzierten Abfolge von Modellen der diskursiven Produktion und Verarbeitung von Alterität zu entwerfen.

<sup>30</sup> James [d. i. Jan] Morris, „Home and Away“, in: Philip Marsden-Smith/Jeffrey Klink (Hrsg.), *Views from Abroad. The Spectator Book of Travel Writing*, London 1989, S. 15–17, hier S. 17.

<sup>31</sup> Italo Calvino, *Le città invisibili*, Torino 1972, S. 94.

<sup>32</sup> Vgl. Julia Kristeva, *Etrangers à nous-mêmes*, Paris 1988.

für den Nachvollzug der je spezifischen Diskurse, ihrer Spannungen, Verwerfungen, paradoxen Selbst-Konstitution, auch für das (doch analysierbare) faszinierende Phänomen der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen<sup>33</sup> — erscheint die Geschichte der Reiseliteratur als eine folgerichtige Evolution hin zur vollen Orchestrierung der freien Semiosis. Vom Ende her wird der Entwicklung ein Sinn unterstellt — eine bekannte Figur. Damit unterläuft dieser Text sich selbst, führt er doch zugleich solche Art von teleologisierender Welterfahrung und Wirklichkeitsverarbeitung als anachronistisch, historisch überholt vor. Zugleich könnte aber ein solches ‚tu quoque!‘ von keinem widerspruchsfreien Standpunkt aus formuliert werden, da es als Ausgangspunkt immer akzeptieren würde, was es inhaltlich verwirft: ein Wissen um historische Angemessenheit. Vielleicht — dies ist die Grenze dieses Textes — ist der Eindruck einer Logik der Entwicklung, einer Folgerichtigkeit der Geschichte in jedem Falle unvermeidbar, weil noch jeder ordnende Rückblick die Kontingenz der Phänomene narrativ in scheinbare Notwendigkeit transformiert. Und vielleicht, dies nebenbei, macht es Ideologie aus, an diesen (hergestellten) Sinn blind zu glauben. Wenn das so wäre, bliebe als einziger Ausweg der, den Erich Auerbach am Ende seines monumentalen *Mimesis*-Buches andeutet, als ihm sein historischer Überblick über Weisen der literarischen Wirklichkeitsdarstellung — man darf vermuten: gegen seinen Willen — zu einer Art Evolutionsgeschichte geraten war. Er kommt auf sich selbst zu sprechen, darauf, daß dieses Buch so wohl nur von einem Exilanten im Istanbul der Jahre 1942 bis 1945 geschrieben werden konnte. Er weiß um das Befreiende der Beschränkungen, unter denen er arbeiten mußte, sicher auch um das notwendig Illusionäre, das Standort- und Perspektive-Gebundene der Fluchtlinien seiner Geschichte. So wurde auch hier — ‚natürlich‘ — nur eine fabrizierte Geschichte erzählt. Zu prüfen, ob jede sprachliche Ordnung des Vergangenen, dessen Transformierung in Geschichte, eine Illusion von Folgerichtigkeit, Logik, Notwendigkeit erzeugt, ja ob nicht schon allein das Setzen eines Nacheinander unabstellbar diesen Eindruck hervorruft — das wäre in der Tat eine andere Geschichte.

<sup>33</sup> Hier fällt natürlich zuerst, als Kontrast zu Raleigh, Montaigne mit seinem Essay *Des cannibales* ein. Daß Montaigne — man denke an den gewaltigen Schlußsatz, „mais quoy, ils ne portent point de haut chausses!“ (Michel de Montaigne, *Essais*, hrsg. von Maurice Rat, 2 Bde., Paris 1971, Bd. 1, S. 245) — vom Fremden einen Gebrauch macht, der dann erst einhundert Jahre später in den ‚philosophischen Reisen‘ dominant wird, beleuchtet die Bedeutung der Frage nach der Textintention: Raleigh schrieb *The Discovery of Guiana*, um Geld für eine zweite Expedition zu organisieren, Montaigne, daheim in Frankreich, frei von solch praktischen Überlegungen, war dagegen (und wohl deswegen!) auch frei für den spielerisch-kulturkritischen Einsatz des Anderen — bevor dieser interessiert-desinteressierte Zugriff Mode wurde. Vgl. Stephen J. Greenblatt, *Marvelous Possessions. The Wonder of the New World*, Chicago 1991.